Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1933-1934)
Heft: 6

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

steif Wackere, das ängstlich Rechtliche» ... Solche Dinge waren es dann, welche den Dichter des Götz und den Verehrer des Straßburger Münsters nach Italien trieben. Will man das bedauern? Auf jeden Fall ist es eine sehr deutsche Überlieferung, und wenn viele große Männer anderer Völker auch, unter anderem, Abstand und Kritik zur eigenen Volksart aufs schärfste festhielten, so wird das deutsche Wesen besonders niemals ohne diesen Umweg über sein Gegenteil zu sich selbst deutsch sein können. Es ist nötig, solche Dinge gerade heute anzumahnen, wo wieder, wie zu Goethes Zeit, «das Alte vergangen ist und das Neue noch nicht worden. Doch regt sich so Manches, das in einigen Jahren wohl erfreulich werden könnte.» Jedoch ist dieses Manche heute in Gefahr, verschüttet und abgelenkt zu werden, und darum sind wir Thomas Mann dankbar, jenem in verdeckter und doch der offensten Weise durch den Mund seines größten Dichters eine Wegleitung zu geben.

Welches wird Thomas Manns eigener Weg durch diese Zeit sein? Wir hoffen, daß sein nächstes großes Werk sich weniger in das verspielte Geschnörkel des Zauberbergs noch weiter verstricken als an der ruhigen hingegebenen Sachlichkeit kleiner Arbeiten wie der vorliegenden inspirieren werde; — auch um dem deutschen Wesen zeitgemäß zu dienen. Denn wer heute die humanistische Überlieferung Deutschlands zu vertreten berufen ist, darf nicht mehr ins Artistische abgleiten, sondern muß dem Großen, Einfachen, Wesentlichen, unbedingt Bejahenden des Menschlichen nahebleiben.

KLEINE RUNDSCHAU

Alte Front

Kein neuer Parteiname — sondern ein Buchtitel! Er steht über der jüngst erschienenen Sammlung politischer Reden und Aufsätze von Albert Oeri (Helbing & Lichtenhahn, Basel). «Es ist ein Werk», schreibt Emil Dürr im Geleitwort dazu, «das sich im Grunde mit den neuen Fronten auseinandersetzt, die, leidenschaftlich aufschießende neue Gebilde, sich lärmend und anspruchsvoll in den Vordergrund unseres nationalen Lebens drängen.» Der größte Teil dieser Auseinandersetzungen ist viele Jahre vor der Geburt der Fronten in unserem Lande geschrieben worden! Zu einer Zeit, als deren Ideen und Tendenzen noch nicht in «Bewegungen» und Programmen aufgefangen waren, als sie gleichsam noch in der Luft lagen. Aber diese Luft war

keine Morgenluft! Sie konnte keinen wachen Geist verleiten, als hoffnungsfroher Herold einen neuen Welttag zu verkünden. Am allerwenigsten Albert Oeri aus der Stadt Jacob Burckhardts! «Die Welt wird wieder Zeiten durchmachen, wo ihr Sicherheitsfanatismus durch höhere Gewalten über den Haufen gerannt wird, wo der Gedanke an den kommenden Morgen so ungewiß sein wird, daß es unmöglich ist, ihn wie heutzutage zu kultivieren. Und dann, wenn die Sicherheit ihre Bedeutung als Ideal verliert, wird man vielleicht wieder froh sein, an der Hand Friedrich Schillers zu den alten hohen Freiheitsidealen der Revolutionszeit zurückgeleitet zu werden.» So schrieb Oeri am Schillertag 1905 in einem Gedenkblatt für unseren größten Dichter der Freiheit. Verfaßt, als Oeri selber noch in den Reihen der jungen Generation stand, steht es heute unverändert als «Confession» an der Spitze seines Buches; klar hatte er schon damals eine fatale Änderung des Zeitideals erkannt: nicht mehr F r e i h e i t, sondern S i c h e r h e i t war die Parole. «Die beiden großen politischen Parteien unserer Zeit, die Sozialisten und die Manchesterleute, sind — darüber lasse man sich durch den äußern Schein nicht hinwegtäuschen — in der Verfolgung dieses Ideals einig, nur hat jede dabei ihre besondere Methode. Der Arbeiter, der von der Gesellschaft und vom Staate die Garantie einer behaglichen Existenz von der Wiege bis zur Bahre verlangt, sein manchesterlicher Antipode, der vollständige Sicherheit gegen die Störung seiner Zirkel durch Gesellschaft und Staat begehrt, der Agrarier und der Mittelstandsmann, die vom Staat auf der einen Seite geschützt, auf der anderen ja nicht geniert sein möchten, sie alle, alle kennen als höchstes Ideal die Sicherheit ihres Handelns und Wandelns.» Und heute? Ist man vielerorts nicht gerade mit Inbrunst dabei, die Freiheit für die Sicherheit herzugeben, die nun der totalitäre, der autoritäre, der ständische Staat endlich für immer garantieren soll? Am Schlusse seines Buches — in der unvergeßlichen Rede vor der Zürcher Studentenschaft vom Juli dieses Jahres — knüpft Oeri wieder an die Worte des Schiller-Gedenkblattes, die wir angeführt haben, an und fragt sich, ob er heute wohl noch mit gleicher Sicherheit fröhliche Urständ des liberalen Freiheitsbegriffes prophezeien könnte? «Mit g l e i c h e r Sicherheit kaum!» lautet die Antwort; «... die Erneuerungschancen des Liberalismus mitten in einer Welt von mächtigen Feinden sind reine Glaubenssache geworden. Aber eine reine Glaubenssache braucht keine schlechte Sache zu sein. Der Glaube an Blut und Rasse ist heutzutage große Mode. Ich verspüre auch etwas wie Rassenglauben in mir, aber nicht Glauben an die nordische oder dinarische oder sonst eine Spezialrasse, sondern Glauben an die e u r o p ä i s c h e Rasse und an ihre Aufgabe auf Erden. Diese Aufgabe ist noch lange nicht erfüllt. Sie k a n n ohne kulturelle, wirtschaftliche und politische Freiheit gar nicht zu Ende geführt werden. Die freie Mannigfaltigkeit ist das unserer Rasse anvertraute Pfund. Wenn wir es vergraben, so begraben wir unser Lebensrecht».

Dieser Glaube Oeris an die freiheitlichen Rechte und Pflichten Groß-Europas ist auch sein Glaube an dessen kleines Abbild, an die eine und vielfältige, freiheitliche Eidgenossenschaft. Der Apologie dieses doppelten Glaubens gelten die 12 Reden und Aufsätze, die alle mit Ausnahme der «Confession» aus den letzten 10 Jahren stammen. Jede Seite in diesem Buche, jede Frage und jede Antwort, alle Befürchtungen und Hoffnungen, sind in höchstem Maße aktuell und werden es noch lange sein. Nie bleiben Oeris Betrachtungen und Gedankengänge an den zeitgebundenen Aspekten der politischen Wirklichkeit haften, sondern sie führen immer darüber hinaus zu den unveränderlichen Grundproblemen alles menschlichen Lebens im Staate überhaupt. Die fast vor einem Jahrzehnt geschriebene Auseinandersetzung mit Spenglers «Untergang des Abendlandes» — dieser Geschichtsphilosophie als Rachetraum — und seiner Ankündigung der Heraufkunft des Cäsarismus, hat in jedem Worte erhöhte Wahrheit erhalten, trotz dem scheinbaren Eintreffen von Spenglers Verkündigung durch die Umwälzungen in Deutschland. Die Spenglersche Diffamierung der Demokratie beruht auf der Gleichsetzung von Parlamentaris-

mus und Demokratie; unsere schweizerische Demokratie ist aber keine parlamentarische, sondern eine direkte, die ihre Parlamentarier durch die Volksrechte des Referendums und der Initiative kontrolliert und korrigiert. Aber die tiefsten Fundamente der Demokratie sind nicht ihre Institutionen, sondern das, was sie trägt: wahre Humanität. «Man darf das schöne Wort «Menschenliebe», für das unsere Vorfahren vor 150 und 100 Jahren geschwärmt haben, kaum mehr brauchen, ohne belächelt zu werden. Und doch steckt dahinter diejenige Realität, die trotz Spenglers Unkenrufen die Lebensmöglichkeit der Demokratie ausmacht.» Und um diese tieferen Lebensmöglichkeiten geht es bei Oeris Verteidigung der Demokratie, nicht um die Staatsform als Institution, sondern um die Staatsform als Ausdruck eines menschlichen Ethos.

Der geistigen Auseinandersetzung mit dem «Modernen Antidemokratentum» gilt vor allem noch der tief vorausschauende Aufsatz aus dem Jahre 1924 (erschienen in «Wissen und Leben») und — aus naheliegenden Gründen — befassen sich auch mit dem gleichen Thema die letzten drei Stücke des Buches, die alle aus diesem Jahre stammen: «Führertum, Demokratie und christlicher Glaube», «Schweizertum und Nationalsozialismus» (unseren Lesern aus dem Maiheft der N. S. R. bekannt), und «Kritik und Aufbau» (Rede vor der Zürcherischen Studentenschaft). Dazu gesellt sich noch ein Vortrag, der den «Besonderheiten unseres öffentlichen Lebens» gewidmet ist, eben jenen Besonderheiten unseres demokratischen Staates, welche die theoretisierenden Feinde der Demokratie nicht kennen, oder nicht kennen wollen. Unsere Demokratie ist nicht d i e Demokratie und sie ist gar nicht ohne Mängel, aber sie in Frage stellen, heißt uns selbst in Frage stellen. «Für uns ist das «Problem der Demokratie» nicht mehr und nicht weniger als das Problem der eigenen Nase. Man diskutiert seine Nase schon darum nicht, weil man sie nicht ändern kann.» Darum stammen die Anwürfe, die gegen die schweizerische Demokratie als solche erhoben werden, durchwegs aus einer abstrakten Begriffswelt, aus der blassen Theorie, aus verstiegenen Ideologien — oder aus der Unkenntnis ihres Wesens und ihrer Geschichte.

Oeris Verteidigung, Rechtfertigung und Erklärung aber schöpft aus der Fülle einer weltoffenen Erfahrung, aus der verantwortungsvollen Lebensarbeit im Dienste der praktischen Politik, aus einer tiefen Einsicht in unser Staats- und Menschenwesen und schließlich aus dem Vertrauen auf unser Volk. Freiheit kann ja nur sein, wo man vertraut, auf sich selbst und auf den andern. Höchstes Vertrauen ist eine Gewissensfrage. Sie wird von Oeri in klaren und eindeutigen Worten umschrieben: «Der Christ steht dem Willen des Diktators genau gleich gegenüber wie dem Willen der Volksmehrheit, negativ und positiv. Negativ: k e i n H e r r, weder Monarch, noch Diktator, noch ein «König Mehrheit» kann uns der Verantwortlichkeit vor dem christlichen Gewissen entbinden. Positiv: ob wir politisch führen oder geführt werden, so haben wir dabei unseren Mitmenschen zu d i e n e n. «Dienet einander, ein jeglicher mit d e r Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.»

In diesem Zusammenhange nun muß auf eine der eindringlichsten Reden Oeris hingewiesen werden, auf den Vortrag vor der reformierten Predigergesellschaft in Aarau: «Was kann die Kirche für den Frieden tun?» Mit höchster Klarheit und Entschiedenheit des Denkens wird die staatliche, politische Friedensbewegung der antimilitaristischen gegenübergesetzt und die Kirche vor das unerbittliche Entweder-Oder gestellt. Die unsere Öffentlichkeit immer wieder beunruhigende und verwirrende Frage über das Verhalten des Pfarrers gegenüber dem Dienstverweigerer ist von Oeri mit tiefstem Ernst eindeutig geklärt und beantwortet worden. Die ganze Rede ist von einer Höhe der Gedanken, von so unmittelbarer Beweiskraft und edler Vernunft, daß man meinen müßte, hier wäre nun über eine Sache das letzte Wort gefallen für jeden, der den Mut zur Wahrheit hat.

Das politische Schrifttum der Schweiz hat in Zeiten der innern oder äußern Gefährdung des Landes sich immer zu lebendiger Höhe erhoben. Das letztemal beim Ausbruch des Krieges. Die Reden Spittelers, Max Hu-

bers u. a. sind damals nicht ungehört verhallt. Wir hoffen und glauben, daß Albert Oeris Reden und Aufsätze entscheidend mithelfen werden zu der notwendigen eidgenössischen Selbstbesinnung. Sie weisen die klassischen Züge des schweizerischen politischen Denkens auf: Lebensnähe und Wirklichkeitssinn, verbunden mit innerer Wärme und Höhe der ideellen Absicht, Maß im Urteilen, Vernunft im Fordern, Klarheit im Wollen. Alles ist in einer überaus lebendigen und reizvollen Sprache vorgetragen, klar, bildhaft, überblitzt von baslerisch ironischen Lichtern, ohne große, aber immer mit träfen Worten.

An einer Stelle seines Buches hat Albert Oeri, auf eine wenig bekannte politische Schrift von Jean Ph. Bridel hinweisend, gesagt, sie gehöre in die Monumenta Helvetiae, wenn solche einmal herausgegeben werden. Und wenn dieses aufs höchste wünschenswerte Werk sustande kommt, so werden, so viel ist sicher, die schönsten Seiten aus der «Alten Front» gleichfalls darin enthalten sein. W. M.

C. G. Jung in Frankreich

Die Revue d'Allemagne, die unter der umsichtigen Leitung von Maurice Boucher die heikle Aufgabe zu erfüllen sucht, die Franzosen über die widerspruchsvollen Prozesse des deutschen Geisteslebens zu unterrichten, beschränkt in lobenswerter Weise ihre kritische Wachsamkeit nicht auf das allein, was jenseits des Rheins geschrieben und verkündigt wird, sondern sie verfolgt mit aufmerksamer Sympathie auch das Denken der übrigen Länder deutscher Zunge.

Das Augustheft der Zeitschrift ist einem Schweizer gewidmet, demjenigen, dessen Erkenntnisse und Gedanken in den letzten Jahren wohl den größten Widerhall außerhalb des Landes gefunden haben: C. G. Jung. Nachdem zuerst die Engländer und Amerikaner und in den Nachkriegsjahren die Deutschen die umwälzende Bedeutung der Jungschen Einsichten in das menschliche Seelenleben erkannt haben, hat man auch in Frankreich begonnen — vor allem nach den vielbeachteten Vorträgen Jungs im Pariser Trocadéro (1931) — sich mit seinen Lehren vertraut zu machen. In rascher Aufeinanderfolge sind seine wichtigsten Bücher in französischer Übersetzung erschienen.

J. L. Bruneton eröffnet das Sonderheft mit einem sehr ansprechenden Aufsatz: «L'homme, sa vie, son caractère», der einen lebendigen Eindruck von der originellen Persönlichkeit Jungs, seiner Lebensart und seines unbefangenen geistigen Temperaments vermittelt. Am Schlusse hebt der französische Porträtist auch in der Lehre Jungs geschickt die Züge des schweizerischen Herkommens hervor: «In einer psychologischen Analyse ist nicht der Analytiker der eigentliche Arzt, sondern das Unbewußte des Patienten; und die Analyse ist in dem Augenblicke zu Ende, wo dieser keines Beistandes mehr bedarf. Er hat den nötigen Halt gefunden und die Mittel erworben, um seiner Schwierigkeiten selber Herr zu werden. Diese Methode hat ihrem Wesen nach etwas unzweifelhaft Demokratisches; sie trägt den Stempel der helvetischen Demokratie. Es mußte vielleicht in der Tat ein Bürger der Schweiz von der geistigen Spannweite Jungs kommen, um die Gesetze der modernen Psychologie festzustellen und der Welt bekannt zu machen! Der unbeirrbare Sinn für die Realität ist ein charakteristischer Zug des Schweizervolkes. Der harte Boden und die begrenzten räumlichen und politischen Möglichkeiten zwingen den Menschen, sich zu konzentrieren und in sich selber die Mittel zum Leben zu finden . . .»

Richtig an dieser Bemerkung ist ohne Zweifel, daß Jung in genialer Weise die stärkste geistige Tradition der Schweiz, die pädagogische, weiterführt, die in ihrer Mischung von Wirklichkeitssinn, Menschenkenntnis, Spiritualität und praktischer Absicht die schweizerische Geistesartung besonders fruchtbar zum Ausdrucke bringt. Denn im Grunde ist der Seelenarzt nichts anderes als ein Lehrer und Erzieher. Jung schreitet der Höhe eines groß-

artigen Weges zu, an dessen fernem und unsichern Beginn Joh. Caspar Lavater stand.

Toni Wolff hat die schwierige Aufgabe unternommen, in einer größeren Abhandlung die gesamte Lehre Jungs systematisch zu umreißen, ein Versuch, der unseres Wissens hier zum erstenmal gemacht worden ist und uns in seiner Klarheit aufs beste gelungen erscheint.

Dr. W. M. Kranefeldt setzt in einer sehr fesselnden Studie mit Verve die grundlegenden Unterschiede zwischen den Konzeptionen Freuds und Jungs auseinander, um dem verbreiteten Irrtum entgegenzutreten, daß die Lehre Jungs eine Abart der Freudschen sei. «Jung ist von der direkten Erfahrung des Unbewußten ausgegangen und nicht von Freud, wie gemeinhin gesagt wird... Freud und Jung haben nichts zu tun miteinander. Während einiger Zeit haben ihre Wege sich berührt. In ihrem weiteren Verlauf schienen sie für Uneingeweihte Berührungspunkte aufzuweisen, die in Wirklichkeit gar nie existiert haben. Das Mißverständnis wird genährt durch die Übereinstimmung ihres Berufes; beide sind Psychiater — und durch ähnliche Terminologie. Die schlimmste Art zu Jung zu gelangen, ist der Umweg über Freud. Man ist dann lange von der Illusion befangen, daß Jung einen Teil des psychoanalytischen Lehrgebäudes bedeute...» In durchaus überzeugender Weise wird die geistesgeschichtliche Stellung Freuds im wissenschaftlichen Materialismus des 19. Jahrhunderts fixiert. Die Ausgestaltung der Lehre Freuds wird geistreich — gleichsam in einer Pychoanalyse der Psychoanalyse — zurückgeführt auf seelische Unstimmigkeiten ihres Erfinders, auf innere Erlebnisse und Erfahrungen, die nur in jenem Milieu entstehen können, dem Freud entstammt. Kranefeldt beweist wissenschaftlich, was Karl Kraus einmal intuitiv mit dem Ausspruch erkannt hat: «Die Psychoanalyse ist die Krankheit, für deren Therapie sie sich ausgibt.» — Jung dagegen wurzelt keineswegs im wissenschaftlichen Materialismus, er hat vielmehr die ganze Welt des Unbewußten, die Seele in ihrer unmittelbaren Wirklichkeit, wieder in ihre höchsten Rechte eingesetzt. Er ist im Grunde ein spiritualistischer Erfahrungsmensch. «Jung hat» — so schließt Kranefeldt — «kein fertiges Rezept in seinem Arzneischrank. Er erwartet durchaus nicht alles von der radikalen Austilgung des Vergangenen. Bei Jung ist die Neurose vor allem ein unrealisierter Konflikt des gegenwärtigen Augenblicks, und der erste Schritt zur Behebung dieses Konflikts ist die moralische Tat, die durch eine neue Anschauung ermöglicht wird. Das Wichtige ist heute, klar zu sehen und daher sich bereit finden, das Notwendige für morgen wirklich zu tun. Denn nur die gegenwärtige Tat reinigt wahrhaftig das verfehlte Gestern. Auf diese Weise überhaupt geht die Entwicklung des Menschen vor sich...»

Das aufschlußreiche Heft enthält überdies noch die französische Übersetzung des Zürcher Rathausvortrags von Jung: «Über Psychologie», den unsere Leser aus dem Mai- und Juniheft der N. S. R. kennen, sowie eine sorgfältige Bibliographie seiner bis heute erschienenen Bücher und Aufsätze.

W. M.

Ein Neudruck

Lettres sur les Anglais et les Français et sur les Voiages (1728) par B. L. de Muralt, éditées par Charles Gould, Paris 1933 (Bd. 86 der «Bibliothèque de la Revue de littérature comparée»), Librairie Champion.

Dieser Neudruck ist ein literarisches Ereignis, weil es sich um das vergriffene Hauptwerk eines Mannes handelt, mit dem die illustre Reihe der schweizerischen Klassiker beginnen müßte, wenn man diese jemals dem Bewußtsein und Besitze unserer Nation schenken wollte. Dieser Neudruck ist ferner ein kulturelles Ereignis, weil mit diesem Buch die vergleichende Völker-

psychologie begonnen hat. Dieser Neudruck ist schließlich selbst ein sittliches Ereignis, weil fast auf der ersten Seite der Satz steht: «L'Angleterre est un pays de liberté» ... Im Jahre 1888 schrieb Otto v. Greyerz als prächtige Dissertation ein Leben Muralts. Wenn man mit Freude feststellen will, wie ein erster gelungener Anhieb durch ein halbes Jahrhundert planmäßiger Zusammenarbeit verschiedenster Gelehrter zu einer Art Vollendung führt, so muß man sich an Charles Gould's Muralt wenden. Was er an biographischen Daten (Muralts England-Aufenthalt ist nun über allen Zweifel für das Jahr 1694 erwiesen), an Text- und Buchgeschichte, an Erforschung der Quellen und der Wirkung aufgebracht hat, ist höchsten Lobes wert. Seine Ausgabe von Muralts Briefen in der Redaktion von 1728 (die editio princeps ist von 1725) verpflichtet uns ihm gegenüber zu dauerndem Dank.

In der Erwartung, daß die verdiente zweite Auflage nicht ausbleiben werde, gestatten wir uns einige kritische Bemerkungen, wozu Anlaß vorliegt. Die in Betracht fallenden speziell lokalen und allgemein europäischen Verhältnisse liegen so wenig auf der Hand, daß man sich darin nur allzuleicht verlaufen kann. Zuerst eine Kleinigkeit. Gould spricht oft von Bodmer als einem intimen Freund Muralts, mit dem derselbe eine lange Wegstrecke gemeinsam zurückgelegt. Hier wäre doch die Mitteilung des Vornamens angezeigt. August Wilhelm Schlegel schrieb einmal an seinen Bruder Friedrich, der sich kurzweg als Schlegel unterzeichnet hatte: wenn einer von ihnen beiden schlechthin Schlegel sei, dann er, August Wilhelm. Ohne dies letztere hier entscheiden zu wollen, stelle ich fest, daß Bodmer schlechthin bei uns und in Europa Johann Jakob Bodmer bedeutet. Der Freund Muralts war aber ein ganz anderer, nämlich der Pietist Heinrich Bodmer, worüber Wernles, Gould übrigens bekannte Geschichte des schweizerischen Protestantismus Aufschluß gibt. Goulds Leser aber kommen um so weniger auf die Idee einer Bodmerschen Dualität, als in seinem Register alles, was Bodmer heißt, unter einen Hut zu stehen kommt. Dazu eine linguistische Bemerkung. Gould vermutet, der Deutsch-Berner Muralt habe sein tadelloses Französisch in Genf gelernt. Ohne die Bedeutung von Muralts Genfer Aufenthalt gering schätzen zu wollen, sei nur ausgesprochen, daß er nicht nötig hatte, dort gut französisch zu lernen. Die Berner Aristokratie schrieb damals vornehmlich französisch. Ich nenne die bekannten Autoren nicht. Dagegen beziehe ich mich auf zwei hübsche, wenig zitierte Zeugnisse beider Bonstetten. Der ältere, Albrecht v. Bonstetten, schreibt im ausgehenden 15. Jahrhundert von den Bernern: «die userlesner konent schier all die welschen kungen.» Der jüngere aber, Karl Victor v. Bonstetten, schreibt in seiner Selbstbiographie, daß er, Mitte des 18. Jahrhunderts, erst als fünfte Fremdsprache deutsch gelernt habe (s. seine «Souvenirs»).

Zum Schluß noch etwas über Muralts Stellung in der Zeit. Der Engländer Gould erweist sich in der Ruhmesgeschichte seines bernischen Helden informierter als alle, welche vor ihm in dieser Angelegenheit das Wort ergriffen haben. Und doch ist auch er im wahren Sinn des Worts zu wenig umsichtig. Wenn man ihn resümiert, so ergibt sich in der Hauptsache, daß schließlich die beiden Hauptbeteiligten, Frankreich und England, sich in das Muraltsche Urteil ergaben — Hauptzeugen der größte französische Kritiker des 19. Jahrhunderts, Sainte-Beuve, und der größte Geschichtsschreiber der englischen Restauration, Macaulay. Man kann, man muß aber noch mindestens zwei andere Stimmen in das Konzert des allgemeinen Beifalls einführen: die eine aus Italien, die andere aus Deutschland. Denn es ist erweislich und erwiesen, daß sowohl Calepio wie Mauvillon unter dem Einfluß Muralts geschrieben haben, daß sowohl der «Paragone della poesia tragica d'Italia con quella di Francia» von 1732, wie die «Lettres françaises et germaniques» von 1740, direkte und indirekte Impulse empfingen von den «Lettres sur les Anglais et les Français» von 1725. (Gould konnte sich in beiden Fällen an die gedruckte Literatur halten: im Falle Calepios an ein Werk in seiner Sprache, des jüngst verstorbenen J. G. Robertsons herrliche, bei weitem nicht hinlänglich gewürdigte «Studies in the Genesis of Romantic Theory», Cambridge 1923.)

Zu Ende gedacht heißt das aber nichts anderes, als daß binnen anderthalb Dezennien sich unter diskreter Führung der Schweiz eine internationale Front gegen den französischen Klassizismus jeder Observanz gebildet hat, womit der europäischen Frühromantik eines ihrer großen Themen gegeben war. Bis zu welchem Grade man die Bedeutung dieses Phänomens steigern will, ist ein Problem für sich. Hier sollte des allgemeinen Umstandes nur gedacht werden, insofern er spricht «ad maiorem Muralti gloriam.»

Fritz Ernst.

Neue Zeitungen

In manchen Kreisen herrscht die Ansicht, die Schweiz stehe heute mitten in einer Revolution. Eines hat sie auf jeden Fall mit der Eidgenossenschaft von 1848 gemeinsam: den Überfluß an neuen Zeitungen.

Ihrem Wesen nach sind die ausgesprochenen Kampfblätter der Achtundvierziger Presse am nächsten verwandt. Das «Schweizer Banner», redigiert von Dr. R. Schmid in Zürich, kann nur bedingt zu dieser Gruppe gezählt werden; hat es doch schon das biblische Alter von acht Jahrgängen erreicht. Immerhin kommt ihm das «Verdienst» zu, wichtige Züge der neuen Kampfpresse vorweggenommen zu haben. Vor allem den scharfmacherischen, ressentimentgenährten Ton. Dann auch die Unklarheit der positiven Zielsetzung, zu der als Gegenstücke notwendig die rigoristische Kritiklust und die Sucht nach «sensationellen» Entlarvungen gehören. Da sich von der Negation her die Tendenz des Blattes am deutlichsten umreißen läßt, seien hier die Kreise aufgezählt, an denen es in ermüdender Monotonie Kritik übt. Das sind die Freimaurer, die Juden, die Fremden; dann der Freisinn, die Marxisten, die Parteien überhaupt; zuguterletzt die Warenhäuser, die Syndikate, die «Bonzen» ganz im allgemeinen. Am ehesten interessieren noch die Berichte über den Aufschwung der «Schweizerischen Heimatwehr» im Bernbiet.

Die Hetze gegen den «internationalen Juden» pflegt mit besonderer Sorgfalt auch der «Eidgenosse», das Blatt der nationalsozialistischen Eidgenossen um Theodor Fischer; in Fettdruck wird z. B. Woche für Woche mitgeteilt, was Kant, Peter von Clugny, Voltaire oder Napoleon I. Unliebenswürdiges über die Juden gesagt haben. Der Stil der Mitarbeiter ist deutschtümelnd. Die Unkenntnis der wirklichen Sachlage wirkt bei manchen Polemiken, so bei der Beschimpfung Peter Meyers, erheiternd. Bedenklich aber ist vor allem, daß einem Herrn G. Kaufmann, der pro procura «Wir Deutschen» schreibt, Gelegenheit geboten wird, einem Schweizer vom Range Nationalrat Oeris anzurempeln.

Ein etwas reduzierter Bruder ist dem «Eidgenossen» vor wenigen Wochen in Gestalt des «Schweizer Nationalsozialist» geboren worden. Herausgeber ist die Schweizerische Nationalsozialistische Volkspartei, die jeden Dienstagabend im «Schwarzen Bären», Zürich, tagt; als Redaktor zeichnet Herr R. G. Sigg, obgleich die deutsche Syntax ihm ein Buch mit sieben Siegeln ist. «Wir bilden eine Schutztruppe um unsere Helvetia, eine Kampflegion», verkündet man, und von den Sozialdemokraten heißt es etwa: «Was ist ein veraltetes Sprachrohr von Parteidogmatik und Schablonisierung noch fähig? — Nichts!»

Die Nationale Front empfindet es als besonders schimpflich, mit dem deutschen oder schweizerischen Nationalsozialismus verglichen zu werden. Und doch bietet ihre Presse mancherlei Handhaben zu solchen Vergleichen; sie propagiert die Bücher Hitlers und seiner Trabanten, sie zitiert in schweizerisch-politischen Zusammenhängen «Mein Kampf», das Bekenntnisbuch des «Führers»; vor allem erinnern jedoch der lärmige, bald mit unflätigen Anwürfen, bald mit treuherzig-geriebenem Wortschwall operierende Stil unausgesetzt an deutsche Vorbilder. Seit der Kampf um die stadtzürcherischen Ratssessel für die Freunde Toblers in-

teressant zu werden begann, gibt die Front statt des «Eisernen Besens» ein zweimal wöchentlich erscheinendes Blatt, «Die Front», heraus, an dem Redaktor, Mitarbeiter, Gegenstände, Druckerei und Inserenten vorwiegend zürcherisch sind. Wie wichtig sich die Führer der Bewegung selbst nehmen, beweist die Fülle von Erklärungen, Verwahrungen, Richtigstellungen und gedrechselten Komplimenten (Schmidhauser: «einer der tiefstbohrenden Denker unseres Zeitalters»), die die Zeitung bringt.

Wohl für die Zeit des Wahlkampfes hat die Zürcher Sozialdemokratie einen «Frontenspiegel» veröffentlicht, der «Enthüllungen» enthielt über die Führer der politischen Fronten und Bünde; von einer sachlichen Auseinandersetzung war nichts zu spüren.

Überhaupt ist den hier angeführten Zeitungen gemeinsam, daß sie sich nur mit Personen, politischen und sozialen Gruppierungen, mit Programmen und dem politischen Ethos, doch nie mit den objektiv gegebenen Problemen der schweizerischen Politik beschäftigen.

«Das Aufgebot» bietet im Gegenteil gerade wegen der praktischen Versiertheit und dem bedeutenden Sachwissen seines Redaktors, Dr. Jacob Lorenz, Interesse. Wirtschaftliche Fragen werden aufgegriffen und im Sinne der jungkonservativen, christlich-sozialen Gruppen gelöst. Weniger überzeugen die Äußerungen zum korporativen Aufbau, obgleich doch die Konkretisierung des korporativistischen Programms die vornehmste Aufgabe des Blattes sein soll. Was zur Lösung der bundesrätlichen Antinomien vorgebracht wird, wirkt aus verschiedenen Gründen peinlich.

Die «Eidgenössische Zeitung», das Organ des Bunds für Volk und Heimat, läßt sich — in ausgesprochen konservativem Geiste — mit den herkömmlichen Fragen der schweizerischen Politik: der Bekämpfung des «Etatismus», der Militärreorganisation, der Sanierung von Bundeshaushalt und Bundesbahnen, so ausführlich ein, sie bringt auch so viel Füllsel aus dem Schatz der «Schweizer Mittelpresse», daß die Frage naheliegt, ob sie sich auf die Länge neben den Tageszeitungen halten kann.

Ihre Gegenspielerin, die «Nation», tritt gleichfalls materiell auf die Probleme der eidgenössischen und kantonalen Politik ein. Doch verharrt sie vorerst bei Debatten, Rundfragen und Interviews. Ihre endgültige Stellungnahme wird voraussichtlich im Sinn der Linksfreisinnigen, der «Sozialpolitischen Gruppe» und der Gewerkschaftsführer liegen. Denn, wie man hört, ist die schweizerische Angestelltenschaft mit der Kleinigkeit von hunderttausend Franken am Fonds des Blattes beteiligt. Und die Politiker, welche den ersten Aufruf als ständige Mitarbeiter unterzeichnet haben, entsprechen ihrer Haltung nach in der Schweiz etwa den Anhängern des Kartells in Frankreich. Neben einigem Unverantwortlichen hat die Zeitung schon einen beachtenswerten Aufsatz eines Zürcher Nationalökonomen zur Bundesfinanzreform veröffentlicht.

In der «Neuen Schweiz», dem Kampfblatt des händlerisch-handwerklichen Mittelstandes, sind der Erneuerungsmythos, das eigentlich «revolutionäre» Element der neuen Zeitungen, und die sachliche Interessiertheit an der schweizerischen Wirtschaftspolitik auf recht unangenehme Weise verquickt. Ellenlange Expektorationen über die Grundsätze einer neuen Staatsordnung stehen neben Artikeln, in denen von den Bundesbehörden schroff der Schutz des Gewerbes und des Handels vor dem Wettbewerb der modernen Typen der Warenvermittlung und der industriellen Produktion verlangt wird. Namentlich die Warenhäuser sind der «Neuen Schweiz» ein Dorn im Auge. Seitdem die bundesrätliche Botschaft zu dieser Frage bekannt geworden ist, benimmt sich das Blatt auffallend gesittet.

Die neuen Zeitungen sind nicht gerade ein edler Ausdruck der schweizerischen Art. So wird man es kaum bedauern dürfen, wenn mehr als eine schon die Todeszeichen im Antlitz trägt.

G. S.

Goethe und das Waadtland

Ein junger Literarhistoriker, Jean Perrochon, dem wir schon mehrere kleine Studien verdanken, veröffentlichte kürzlich einen etwas verspäteten Beitrag zum Goethejubiläum. «Goethe et le Pays de Vaud (Lausanne, Imprimerie Centrale).» Ebenso fein als gewissenhaft faßt das schmale Heftchen alles Wissenswerte zusammen. Zunächst beschreibt es den welschen Teil von Goethes Schweizerreise 1779, die ihn über Avenches und Moudon nach Lausanne führte, stets in Begleitung des Herzogs Karl August von Weimar, des Forstinspektors von Wedel und dreier Domestiken. Von Lausanne aus, wo er im Lion d'Or wohnte, dessen heute ein Straßenname noch gedenkt, und wo er den Reizen der schönen Branconi schwer widerstand, geht es auf Rousseaus Spuren nach Vevey und Clarens, mit einem sehnsüchtigen Blick nach Meillerie. In Morges gedachte er die Familie der Gattin seines Freundes Merck-Charbonnier zu finden, die ihn aber in ihrem Landhaus Mont sur Rolle erwartete. Hier ermunterte ihn Mercks Schwager, der Förster Arpeau, zu einem Ritt über den Jurakamm und den Marchairuzpass nach dem Jouxtal, mit zweimaligem Übernachten in Brassus und den denkwürdigen Besteigungen der Dent de Vaulion und der Dôle. Von Nyon, wo in der Croix blanche genächtigt wurde, ging es dann nach Genf und trotz der späten Jahreszeit — Ende Oktober — über Chamonix und den Col de Balme nach der Furka und dem Gotthard.

Perrochon knüpft an diese Reise Goethes durch die Westschweiz eine kurze, wertvolle Übersicht seines Einflusses auf das dortige literarische Leben. Sein «Werther» war schon 1775 bekannt und literarisch verwertet worden. 1808 folgt eine «Faustaufführung» im Schloß Coppet. Etwas später datiert die «Wilhelm-Meister»-Übersetzung der Mme. de Montollieu. Der spätere Bundespräsident Druey liest «Egmont» und «Iphigenie» begeistert in Heidelberg. Charles Secrétan macht in München Auszüge aus «Dichtung und Wahrheit». Vinet spricht sich über «Faust» in einer demnächst in der Gesamtausgabe seiner Werke erscheinenden Arbeit aus. Georges Pradez wagt sich an eine metrische Übersetzung des «Faust» und Eugène Rambert erforscht Goethes Einfluß auf Schillers Tell. Edouard Rods französisches Goethebuch ist das wichtigste Dokument der Westschweiz über den Olympier. Aber auch an kritischen Stimmen fehlt es nicht, die gewissenhaft aufgeführt werden, zum Teil noch geistiger Enge entspringen, aber mit der Zeit klüger und fruchtbarer werden, nachdem man den Menschen Goethe mit seinen Leiden und Kämpfen hinter dem heiteren Olympier entdeckt hat. Die feinsinnige Untersuchung Perrochons schließt mit den klugen Worten: «Die heute noch bei uns und anderwärts einem Goethe gezollte Verehrung entspringt der Bewunderung für seinen Genius, aber es steckt auch etwas wie Heimweh und stille Hoffnung in ihr.» E. P.-L.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion und Verlag: Fretz & Wasmuth A. G. Zürich, Akazienstr. 8, Tel. 45.855
Druck: Gebr. Fretz A. G. Zürich